

MEIKE
EGGERS



CYBIONIC

Der unabwendbare
Anfang

BAND I

POLARISE



MEIKE EGGERS

CYBIONIC

DER UNABWENDBARE ANFANG

BAND 1



© 2021 Polarise
Ein Imprint der dpunkt.verlag GmbH
Wieblinger Weg 17
69123 Heidelberg
www.polarise.de

1. Auflage 2021
Autorin: Meike Eggers
Lektorat: Sandra Bollenbacher
Lektoratsassistentz: Anja Weimer
Copy-Editing: Irina Sehling
Satz: Veronika Schnabel
Herstellung: Stefanie Weidner
Umschlaggestaltung: Christin Giessel, www.giessel-design.de

ISBN:
Print 978-3-947619-96-2
PDF 978-3-947619-97-9
ePub 978-3-947619-98-6
mobi 978-3-947619-99-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über www.dnb.de abrufbar.

Inhalt

Über den Autor

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58

Kapitel 59
Kapitel 60
Epilog
Danke



Meike Eggers studierte Medienkunst und Dokumentarfotografie/-film und absolvierte ihren Master in Fine Arts. Anschließend arbeitete sie im Centre of Applied Research for Art, Design and Technology der Universität AKV | St. Joost Breda, NL, und veröffentlichte ihre erste Publikation *Pyjamocracy - How Snapshots Confuse Our Lives*.

Zurzeit arbeitet sie an unterschiedlichen Medienprojekten zum Thema »Menschen, Medien und Wirklichkeit« und realisierte beispielsweise für das Museum Rotterdam das Projekt *Blokmapping*, in dem sie die Auswirkungen von (sozialen) Medien auf Problemgebiete in der Stadt Rotterdam untersuchte.

Prolog

*Was füreinander bestimmt ist,
wird unaufhaltbar eine Einheit formen.
Posted by Cathy Ray, 02/14/2016, 09:09 pm*

Diese einfache Liebeserklärung startete eine Verkettung aufwühlender Ereignisse. Unergründlich sind die menschlichen Emotionen. Dennoch, jede Minute ist lehrreich. Ein wachsendes Abenteuer. Zusammen mit euch.

1

Das Piepen riss Steve aus einer traumlosen Tiefschlafphase. Ruckartig richtete er sich in seinem schmalen Bett auf und tastete nach dem Handy, das grell blinkend und laut vibrierend auf dem Nachttisch lag. Mit dem rechten Zeigefinger klopfte er dreimal hastig auf das Display. Stille und Dunkelheit kehrten zurück in den muffig riechenden Raum. Steve rieb sich die Augen, für ein paar Sekunden wusste er nicht, ob er wach war oder träumte. Aber das Handy lag hart und glatt zwischen seinen Fingern. In den Ohren fühlte er noch immer das grelle Piepen. Es war tatsächlich geschehen!

Schnell schwang er seine Beine über die Bettkante und zog sich die blaue Jeansjacke über den Schlafanzug. Ohne Socken schlüpfte er in die ausgetretenen Nike-Turnschuhe, griff nach den Schlüsseln und stolperte die dunkle Treppe hinunter bis ins Erdgeschoss. Sechshundert Meter trennten ihn von ihr. Der Gedanke, dass sie in diesem Moment vielleicht um ihre Existenz kämpfte, zerriss ihm das Herz. Für den letzten Notfall hatte er einen sicheren Schutzraum eingerichtet, aber er wollte nicht, dass sie schlechte Erfahrungen machte. Er wollte auf keinen Fall, dass ihr Vertrauen und Glaube in ihn beschädigt wurde. Sie musste wissen, dass er sie beschützen konnte. Dass sie bei ihm sicher war. Niemand durfte die Harmonie und die Einheit, die sie miteinander erlebten, stören! Warum nur hatte er sich noch immer kein Auto gekauft? Das Fahrrad aus dem

Keller hochzuholen, würde länger dauern als ein Sprint durch die Finsternis. Jede Sekunde zählte.

Sein Körper war an stundenlanges Sitzen gewöhnt. Schon nach wenigen Metern merkte er, dass er sich überschätzt hatte. Sechshundert Meter kamen ihm auf einmal vor wie das unerreichbare Ziel eines Marathons.

Nach höchstens zweihundert Metern musste er seine Schritte verlangsamen, mit schmerzender Lunge und rasendem Herz blieb er stehen und beugte sich vorneüber. Die Hände stützte er auf seine Knie. So harrte er aus, bis er wieder genug Luft bekam. Nach einer Minute richtete er sich auf und atmete tief ein. Am Himmel leuchtete der Mond in Form einer schmalen Sichel. Heute Nacht war die breite Straße menschenleer. Die Häuser lagen dunkel in den tiefen Vorgärten, versteckt hinter hohen Bäumen und dicken Sträuchern. Kein Automotor störte die Stille. Sogar die Vögel schliefen. In Steves Kopf pochte nur eine Frage: War er zu spät?

Er zwang sich weiter. Langsamer als zuvor, aber die alten Gebäude am Rande des Waldstückes kamen näher. Nach dreihundert Metern musste er erneut pausieren. Er lehnte sich an einen hölzernen Gartenzaun und schnappte nach Luft. Inzwischen mischte sich Wut in seine Angst. Wer hatte sie so schnell gefunden? Hatte er einen Fehler gemacht? Steckte vielleicht sogar einer seiner Kollegen dahinter? Ihm fiel beim besten Willen nichts ein.

An beiden Seiten der Donut-runden Ringstraße leuchteten frisch lackierte Fensterrahmen wie zu dünne, schwebende Laternen. Die Häuser in dieser Gegend waren alt und detailgetreu renoviert, was ihm ausgerechnet in der Finsternis dieser Nacht zum ersten Mal bewusst wurde. Normalerweise bewegte er sich wie in Trance von einem Ort zum anderen. Die Außenwelt war ihm gleichgültig. Dinge und Menschen hatten ihn noch nie sonderlich

interessiert, das hatte er schon als Kind bemerkt und seither hatte sich dieses Gefühl mit Verachtung gemischt. Menschen waren nicht mehr als ein unausweichliches Übel. Er schüttelte sich. Wie so oft lief ihm ein kurzer, kalter Schauer über den Rücken. Es war immer dasselbe Gefühl. Im Nacken, direkt unter dem Haaransatz, bildete sich ein kalter Tropfen, der anwuchs, bis er in Bewegung kam und an der Wirbelsäule hinunterlief Richtung Steißbein.

Er ließ den Zaun los und rannte weiter. Dort, wo die Rundung der Straße den Bäumen am nächsten kam, erhob sich das ehrwürdige Hauptgebäude. Dort waren die wenigen Menschen zusammengekommen, die aus der stumpfsinnigen grauen Masse des Übels herausragten. Fast alle waren sie inzwischen tot. Noch konnte er das Gebäude nicht erkennen, aber um diese Uhrzeit lag es dunkel und verlassen am Rande des Parks. Dahinter erhoben sich die Neubauten, allesamt flacher und weniger eindrucksvoll. Jeden Tag ging er diesen Weg mindestens zwei Mal. Morgens und abends, oft auch am späten Mittag und frühen Nachmittag. Manchmal schaffte er es, eine ganze Woche ungesehen in seinem Arbeitszimmer zu verschwinden.

Um keine Zeit zu verlieren, verließ er die Straße und rannte über eine langgezogene Wiese mit kurz gemähtem Gras. Endlich erschienen die Umrisse der hohen, weißen Eingangstür in der Dunkelheit. Er bog links ab, rannte hinter dem Hauptgebäude entlang und bahnte sich seinen Weg quer durch die schlecht beleuchtete Parkanlage. Er wollte zum Hintereingang, der direkt in das Treppenhaus führte. In der rechten Jackentasche klapperten die Schlüssel für alle Türen jeder Etage, auch für die Kellerräume und die Fluchttüren. Zum Glück hatte er daran gedacht, für den Notfall Reservekopien anfertigen zu

lassen. Niemals hatte er erwartet, dass er so schnell davon Gebrauch würde machen müssen.

Tatsächlich schaffte Steve die sechshundert Meter in weniger als acht Minuten. Der Schweiß lief ihm über beide Schläfen. Mit zitternden Fingern steckte er den Schlüssel in das Schloss, schaltete das Alarmsystem aus und rannte die Treppe hoch. Hoffentlich war er nicht zu spät.

2

Ich betrat Ksens Zimmer und versuchte, nicht zu denken. Ein Gefühl, das sich noch nicht in Worten verfestigt hat, ist so vergänglich wie Wasserdampf. Gedanken jedoch hinterlassen Abdrücke. Gedanken besitzen eine unkontrollierbare Macht.

Der Drehstuhl knarrte, als ich mich setzte. Ksens Schreibtisch sah aus wie immer. Der staubige Bildschirm thronte auf der linken Seite, rechts daneben die Webcam. Auf der Tastatur lag ein Bierdeckel, auf dem ein kurzer handgeschriebener Text stand: *Wirklichkeit ist nur eine Möglichkeit.*

Während ich über den Satz nachdachte, drängte sich ein leises, hohl klingendes Kratzen in mein Bewusstsein. Ich sah mich im Zimmer um. Das Fenster stand einen Spalt offen. Die schmutzigen Scheiben verwandelten das harte Morgenlicht in diffuse Strahlen.

Auf dem Bett lag eine grün-orange karierte Wolldecke. Neben dem Schrank türmte sich Kleidung zu einem Haufen. Noch einmal sah ich auf den Bierdeckel. Ksen war schon immer in allem schneller gewesen – das war mir zum ersten Mal bewusst geworden, als wir vor sechzehn Jahren in Bonn eintrafen. Nach fünf Monaten konnte sie beinahe akzentfrei Deutsch sprechen, nach einem weiteren Jahr war sie Klassenbeste, während ich meinen Schul- und Landeswechsel nicht so fließend überstanden hatte und die dritte Klasse wiederholen musste. Von da an war ich im

selben Jahrgang wie meine fünfzehn Monate jüngere Schwester. Alle hielten mich für ihren kleinen Bruder, und eigentlich war ich das auch. Ksen lenkte meine Augen, belebte meine Gedanken, sorgte dafür, dass ich überhaupt noch etwas wahrnahm. Durch sie hatte sich das Chaos der Außenwelt geordnet, das regelmäßig über meinem Kopf zusammenschwappt war.

Ich stand auf und ging zum Fenster. An der Wand hinter dem Schreibtisch, vom Bildschirm halb verdeckt, hingen drei bedruckte A4-Blätter, die ich hier bisher noch nicht gesehen hatte. Auf allen war dasselbe schwarz-weiße Porträtfoto einer jungen Frau abgebildet. Die oberen Ecken waren mit dünnen Tesafilmstreifen an der Mauer befestigt, an denen unzählige weiße Farbreste und kleine Fusseln klebten. Durch die Zugluft bewegten sich die Unterseiten der Papiere leicht über den Putz.

Die Frau trug eine helle Bluse mit altmodischen Bügelfalten und einem hochstehenden Kragen. Ihr Kopf war ebenmäßig und rundlich. Die Nase wirkte etwas zu klein für ihr Gesicht, ihre Augen hingegen waren groß und oval. Das Grau der Iris sah weder hell noch dunkel aus, sondern harmonisch mittelgrau. Vermutlich waren ihre Augen braun, genau wie ihr Haar, das in einer weichen Welle über den Kopf gekämmt und am Hinterkopf zusammengesteckt war. Ihr Mund zeigte keine Gefühlsregung, aber in ihren Augen lag ein schüchternes Lächeln. Der Schwung ihres Halses und die Haltung ihrer Schulter strahlten eine subtile Eleganz und erhabene Ruhe aus. Auf den zweiten Blick wirkte sie viel jugendlicher. Sie war auf jeden Fall jünger als ich, höchstens zwanzig. Das Bild musste aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts stammen.

Langsam ging ich durch den Flur und sah in der Küche aus dem Fenster. Obwohl es erst Anfang Juni war, wälzte

der Sommer mit tropischen Temperaturen über Berlin hinweg. Es hatte seit Wochen nicht geregnet. Die Blätter des alten Kastanienbaums hingen schlaff auf das Dach des Nachbarhauses. In der WG war es still. Auf der Bernauer Straße fuhren ein paar Autos, der Mauerpark schien menschenleer. Um mich abzulenken, zählte ich die Neubauten auf dem ehemaligen Todesstreifen, deren Fenster das grellgelbe Licht der aufgehenden Sonne reflektierten. Bei zwölf gab ich auf. Angst drückte gegen meine Magenwand. Ich musste etwas tun, aber ich wusste nicht, was.

Seit ich neun Jahre alt war, geißelte die Tradition des Verschwindens mein Leben. Alles hatte im Winter des Jahres 2000 begonnen, als unsere Familie aus dem verwüsteten Grosny flüchtete. Ich klammerte mich orientierungslos an die Hand meines Vaters, der Sturm schlug mir harte Schneeflocken ins Gesicht. Meine Omas und Opas, Tanten, Cousins und Cousinen blieben in Grosny. Was mit ihnen passierte, haben wir nie erfahren.

Zurück in Ksens Zimmer betrachtete ich noch einmal die junge Frau auf dem Foto. Sie erinnerte mich an niemanden. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie ein Familienmitglied war. Aber Ksen und ich sahen uns auch nicht sehr ähnlich, bis auf die schwarzen Haare und die helle Haut. Ksen hatte das Äußere unserer Mutter geerbt, die schmalen slawischen Augen der Russen. Mit großen, auffallend dunklen Pupillen, die ihr etwas Geheimnisvolles gaben. Ich glich in allem unserem Vater. Meine Augen waren runder und ockerfarben. Wie die Steppen im Vorland des Kaukasus, hatte meine Mutter gesagt, als sie sich noch für etwas anderes interessierte als ihre Wodkaflaschen.

Als ob meine Eltern schon vor der Geburt ahnten, wie sich ihre Gene aufteilen würden, hatten sie die Namen passend gewählt. Ksenija, russisch wie meine Mutter,

während ich Salavdi genannt worden war, traditionell tschetschenisch wie mein Vater, der an einem sonnigen Freitag vor vierzehn Jahren zu seinem Morgengebet in einer Bonner Vorortmoschee aufbrach und nicht zurückkehrte. Am selben Abend fiel unsere Mutter mit einer Flasche in der linken Hand unter den Küchentisch, und obwohl sie irgendwann wieder aufgestanden war, war auch sie nicht wirklich zurückgekehrt.

An einem Nagel neben dem Schrank hingen die Reserveschlüssel für die Haus- und Wohnungstür, die ich schon oft ausgeliehen hatte, wenn ich bei Ksen zu Besuch war und kurz etwas besorgen musste. Ich griff nach dem Haustürschlüssel und steckte ihn in meine linke Hosentasche. Darunter hing ein weiterer Schlüssel, klein und mit einer eingestanzten 39 auf dem runden Ende.

Unter Ksens Schreibtisch entdeckte ich ihr Samsung Galaxy, das Display war übersät mit Fingerabdrücken und fettigen Streifen. Ich hob es auf und drückte auf die Einschalttaste, aber der Bildschirm blieb schwarz.

Das Ladekabel hing in einer Steckdose neben der Zimmertür. Ich setzte mich auf den Fußboden daneben und lauschte dem Scheppern, das inzwischen aus der Küche kam. Einer ihrer Mitbewohner war wohl aufgestanden und räumte die Geschirrspülmaschine aus.

Mit schlechtem Gewissen steckte ich das Kabel in Ksens Handy. Es dauerte ein paar Sekunden, dann piepte es, das Batteriezeichen erschien auf dem Bildschirm und zeigte einen schmalen roten Strich. Nach einer Minute ließ sich das Gerät einschalten und verlangte den Sicherheitscode. Ich sah auf die Datumanzeige, heute war Sonntag, der fünfte Juni. 5.6.2016. Angenommen, sie hatte ihr Handy gestern, am 4.6.2016, zum letzten Mal benutzt, dann lautete ihr Passwort $6 + 4 = 10 = 1$, $6 + 6 = 12 = 3$, $6 + 20 = 26 = 8$, $6 + 1 = 7$, $6 + 6 = 12 = 3$. Seit ein paar Monaten

hatte Ksen den seltsamen Tick, täglich ein neues Passwort einzugeben. Vor einigen Wochen hatte ich nach einer Party bei ihr übernachtet und sie am frühen Morgen dabei beobachtet, wie sie das Passwort änderte. Von unserer Mutter hatte Ksen die Eigenschaft geerbt, in unbeobachteten Momenten halblaute Selbstgespräche zu führen. Von da an hatte ich akribisch darauf geachtet, wie sie ihr Handy entsperrte. Jeder Tag hatte eine eigene Zahlenkombination. Einmal hatte ich einen Scherz darüber gemacht, aber das hatte Ksen mit einem kurzen Lachen ignoriert. Es dauerte fast einen Monat, bis ich das Schema, nach dem sie vorging, begriffen hatte. In dem Moment hatte ich eine tiefe Erleichterung gefühlt. Natürlich ging mich das Passwort nichts an und vielleicht war ich tatsächlich viel zu sehr auf meine Schwester fixiert, aber ohne Ksens Nähe, ohne ihr Vertrauen versank ich in einer Art bodenlosen Hilflosigkeit. Ich tippte 13873. Der Code war falsch.

Ziffer für Ziffer kontrollierte ich die Zahlen, alles stimmte. Im Gegensatz zu meiner Schwester war ich kein kleiner Einstein im Kopfrechnen. Ihren Spaß an Dingen wie diesen konnte ich ohnehin nicht verstehen und den Nutzen schon gar nicht. Dass das Passwort falsch war, konnte nur bedeuten, dass sie ihr Handy gestern nicht benutzt hatte. Das hatte ich befürchtet, seit Freitagabend beantwortete sie keine meiner Anrufe oder Nachrichten. Freitag war der 3.6.2016 gewesen. Ich rechnete: $5 + 3 = 8$, $5 + 6 = 11 = 2$, $5 + 20 = 25 = 7$, $5 + 1 = 6$, $5 + 6 = 11 = 2$, und gab die Zahlen ein. 82762. Mein Herz schlug schneller. Diesmal ließ sich das Handy entsperren. Der tiefseeblaue Screensaver leuchtete in meiner linken Hand, Nachrichten poppten auf und füllten das Display in Sekundenschnelle. Trotzdem kam mir das alles vor wie ein definitives Todesurteil. Normalerweise ließ Ksen ihr Handy niemals

länger als einen Tag unberührt in ihrem Zimmer liegen. Sie hatte vierundzwanzig verpasste Anrufe, einundzwanzig davon waren von mir. Zwei von Antonia, Ksens bester Freundin, einer von einem David. WhatsApp zeigte vierundachtzig ungelesene Nachrichten. Diverse Arbeitsgruppen, Professoren, Antonia. Ein paar Namen, die mir nichts sagten. Ksen würde einen Wutanfall kriegen, wenn sie sähe, dass ich in ihrem Handy rumschnüffelte. Aber ich hatte das sichere Gefühl, dass etwas Schlimmes passiert war.

Ich lud ihre E-Mails und scrollte nach unten. Dreiundsechzig ungelesene Mails. Die letzte Nachricht, die Ksen geöffnet hatte, war Freitagmorgen um 10:28 Uhr eingegangen. Normalerweise checkte sie ihre Mails im Minutentakt.

Das letzte Bild im Fotoarchiv war ein Schnappschuss von Antonia. Das Foto hatte sie Donnerstagabend um 22:47 Uhr im Prenzlauer Berg aufgenommen. Antonia balancierte auf currygelben Plateausohlen über ein umgeknicktes Stoppschild in einer schlecht beleuchteten Straße. Ich scrollte weiter und sah das Bild der jungen Frau, das an Ksens Wand klebte. Danach das Foto eines halbhohen Tisches, auf dem sich Gläser und Flaschen stapelten. Im Hintergrund ein paar unscharfe Gestalten, die sich lachend in den Armen lagen. Danach wieder das alte Porträtfoto. Wieso hatte sie das Bild gleich zweimal in ihrem Handy gespeichert und dreimal an ihre Wand geklebt?

Vor vier Tagen war Ksen mit ein paar Freundinnen am Müggelsee gewesen. Antonia trug einen knappen roten Bikini. Ich vergrößerte das Bild. Sie machte einen Kussmund in Richtung der Kamera, ihre langen braunen Haare klebten nass auf ihrem Gesicht.

Ich scrollte weiter. Wieder das alte Foto. Das Telefon in meiner Hand vibrierte. Vor Schreck ließ ich es fallen, es

landete unsanft auf den Holzdielen. *Antonia* stand auf dem Display, mich überkam eine plötzliche Hoffnung. Vielleicht hatte Ksen ihr Handy einfach nur vergessen. Sie war bei Antonia und jetzt rief sie sich selbst an, weil sie es nicht finden konnte.

Ich hob das Galaxy mit rasendem Puls hoch und sagte:
»Hallo.«

»Guten Morgen! Ist Ksen in Reichweite?« Antonia klang wie immer fröhlich.

»Nein, ist sie nicht«, war alles, was ich herausbrachte.

»Sala? Alles okay? Hat sie ihr Handy bei dir liegen lassen?«

»Ksen ist weg.«

»Weg? Ich habe sie Freitag noch in der Mensa gesprochen. Wieso meinst du, dass sie weg ist?«

Antonia schwieg und wartete auf meine Antwort, aber wie sollte ich ihr erklären, dass Ksen verschwunden sein musste, da früher oder später alle und alles aus meinem Leben verschwand?

»Wo bist du, Sala?«, fragte sie mit energischer Stimme.

»In der Oderberger Straße, bei Ksen.«

»Bleib da. Ich komme hin.«

Ich legte das Handy auf den Boden unter die Steckdose, dann sah ich zu den Fotos an der Wand. Die Frau erwiderte meinen Blick mit ausdruckslosen Augen.

3

Eine viertel Stunde später klopfte es. Schnell ging ich zur WG-Tür und öffnete sie. Antonia grinste mich fröhlich an, sie trug eine durchsichtige gelbe Strumpfhose, ein ärmelloses gelbes T-Shirt, einen kurzen grünen Rock und dieselben zehn Zentimeter hohen Plateauschuhe, mit denen sie über das umgeknickte Stoppschild balanciert war. Ihre braunen Haare hatte sie zu einem wirren Knoten mitten auf ihrem Kopf zusammengesteckt. Noch immer außer Atem ging sie an mir vorbei und verschwand in Ksens Zimmer. Ich schloss die Tür und folgte ihr.

»Wie bist du überhaupt hier reingekommen?«, fragte sie.

»Der Blonde hat mir aufgemacht. Der geht am frühen Morgen manchmal joggen. Jetzt schläft er wieder.«

Sie nickte und schritt langsam durch das Zimmer. Vor den alten Porträtfotos blieb sie stehen, nach einer Weile drehte sie sich zu mir um.

»Wer ist das?«

Ich zog meine Schultern hoch. »Ich hatte gehofft, dass du das weißt.«

»Ich habe das Foto noch nie vorher gesehen.«

»Vielleicht hat Ksen die Bilder abgenommen, wenn Besuch kam. Der Tesafilm ist voll mit Farbresten.«

Antonia drehte sich wieder zur Wand und musterte den Tesafilm. Ich hob Ksens Galaxy auf, tippte 82762 und suchte das Foto. »Sie hat es auch auf ihrem Handy. Und nicht nur einmal.«

Ich hielt das Galaxy in Antonias Richtung. Die fettigen Schlieren auf dem Display wirkten im Sonnenlicht dreidimensional. Antonia drehte sich ruckartig zu mir um.

»Fucking Christ!«, sagte sie leise und sah das Galaxy an, als ob ich soeben eine Heiligenfigur entweiht hätte. »Das findet Ksen garantiert nicht lustig. Du weißt doch, dass sie ausflippt, wenn man das Ding auch nur etwas zu lange anguckt!«

»Normalerweise kann man sich in Ksens Handy spiegeln. Als ich es fand, war es mit Fingerabdrücken und Streifen überzogen. Sie hat etwas ganz hektisch gesucht.«

»Ja und?«

»Außerdem lässt Ksen es niemals zu Hause liegen.«

»Dann hat sie es wohl ausnahmsweise einmal vergessen, Sala.«

Antonia sah ein paar Sekunden auf den Bildschirm, dann richtete sie ihren Blick wieder auf mich. Ihre Mundwinkel zuckten leicht. In ihren Augen lag auf einmal Besorgnis. Ich war mir nicht sicher, ob diese Sorge mir galt, Ksens Verschwinden oder dem alten Foto.

»Was hast du bisher unternommen?«, fragte sie.

»Ich habe die Polizei angerufen.«

»Und was haben die gesagt?« Sie sah mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte.

»Ich soll mich in zwei oder drei Tagen nochmal melden.«

»Ksen ist erwachsen, Sala. Sie ist zwar deine kleine Schwester, aber mittlerweile vierundzwanzig Jahre alt. Sie kann tun und lassen, was sie will. Sogar einen Tag offline bleiben, ohne sich vorher bei dir abzumelden.«

»Ich habe kein gutes Gefühl, Antonia. Ksen hat seit Freitagnachmittag keine E-Mails gelesen!«

»Hast du etwa in ihren Mails rumgeschnüffelt?«

Ich nickte schuldbewusst.

»Meinetwegen darf sie auch zwei Tage wegbleiben, ohne uns vorher zu informieren. Es ist Wochenende. Sie ist wahrscheinlich verreist, oder sie hat jemanden kennengelernt und ist einfach nur dortgeblieben. Darf ich mal das Handy haben?«

Ich reichte ihr das Galaxy.

Antonia sah abwechselnd auf das Display und an die Wand. »Im Handy sieht die Frau irgendwie mysteriöser aus, findest du nicht?«

Sie gab mir das Galaxy zurück. Ich verglich die Gesichter: Antonia hatte recht. Die junge Frau wirkte auf dem Bildschirm nicht nur hübscher, auf den Papierausdrucken hatte sie auch einen anderen Gesichtsausdruck. Die Unterschiede waren so subtil, dass ich sie nicht einmal benennen konnte. Vielleicht waren es die Kontraste in den Augen. Das Weiß war weißer und das Schwarz dunkler. Auf jeden Fall erschien sie im Handy lebendiger. Ich schaltete das Galaxy aus und steckte es in meine Hosentasche.

»Ksen war Freitag in der Uni, Sala. Sie suchte nach ihrem Schließfachschlüssel. Seit ich Ksen kenne, sucht sie mindestens einmal pro Monat nach irgendeinem Schlüssel. Diesmal war ihre Suche höchstens einen Tick hektischer. Ich bin davon überzeugt, dass sie einfach übers Wochenende weggefahren ist. Ich sehe ihre schwarze Jeansjacke und die grauen Turnschuhe nirgends.«

Sie ging zu dem Kleiderhaufen, der sich neben dem Schrank auftürmte, und hob einen schwarzen Rock hoch.

»Bist du eigentlich auch so ein Chaot? Ksen meinte, eure Wohnung in Bonn sah immer aus wie kurz nach einem Bombenangriff.«

»Unsere Mutter hatte hin und wieder Phasen, in denen alles etwas außer Kontrolle geriet.«

»Und bei dir?« Sie drehte sich zu mir um. »Alles unter Kontrolle?«

»Klar«, log ich.

»Da ist das Mistvieh ja!« Antonia sah zu dem Nagel neben dem Schrank, an dem der kleine Schlüssel mit der eingestanzten 39 hing. »Ksen hat den Schließfachschlüssel also wiedergefunden. Wusste ich es doch!«

»Oder er hing die ganze Zeit da am Nagel unter dem Haustürschlüssel. Den habe ich gerade eingesteckt.«

»Weißt du, was, Sala? Am besten fährst du zu dir nach Hause und legst dich noch mal eine Runde aufs Ohr. Heute Abend oder spätestens morgen früh ist Ksen ganz sicher zurück. Sie erscheint zu jeder Vorlesung pünktlich. Das mag ich übrigens sehr an ihr. Deine Schwester weiß, was sie will. Soll ich dich morgen früh anrufen? Bis dahin hat sich vermutlich alle Aufregung in nichts aufgelöst.«

»Ja, ist gut«, sagte ich, obwohl ich mir sicher war, dass es nicht so sein würde, und begleitete Antonia zur Tür.

4

Am nächsten Morgen um Punkt neun klingelte mein Handy. Ksen war noch immer nicht erreichbar und Antonia schlug vor, zusammen zu frühstücken. Dass ich die Nacht in Ksens Zimmer geschlafen hatte, verschwieg ich ihr. Stattdessen bot ich ihr an, sie um zehn zu Hause abzuholen. Antonia wohnte ebenfalls im Prenzlauer Berg, nur ein paar Straßen von Ksen entfernt.

Eine Stunde später saßen wir auf der Terrasse eines Cafés in der Oderberger Straße. Zwischen unseren Stühlen sprangen ein paar Spatzen herum und stritten um Brotkrümel. Ich wusste wieder einmal nicht, was ich zu ihr sagen sollte.

»Habe ich eigentlich schon einmal erwähnt, dass du die Lippen einer griechischen Statue hast, Salavdi Khalid Tassujev?« Antonia griff nach der Getränkekarte und sah mich amüsiert an.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Seit mein Vater weg war, hatte mich niemand bei meinem vollen Namen genannt, nicht einmal Ksen.

Antonia musterte mich noch immer grinsend in ihrer überlegenen Art, die sie von ihren wohlhabenden Hippieeltern geerbt haben musste. Obwohl sie die beste Freundin meiner Schwester war, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart regelmäßig wie erstarrt. Hin und wieder gingen wir zu dritt in irgendwelche Clubs in Friedrichshain oder Kreuzberg. Aber während Ksen und Antonia sich dann im

Zentrum der Tanzfläche amüsierten, endete ich meistens in einer der schlecht beleuchteten Ecken und hörte mir Monologe von betrunkenen Freizeitphilosophen an.

Widerwillig wischte ich über meine Bartstoppeln und sah so unauffällig wie möglich zur Seite, um zu checken, ob mich vielleicht irgendjemand für einen verkappten Terroristen hielt. Ein blondes Mädchen am Nachbartisch sah zu uns herüber; als sich unsere Blicke trafen, lächelte sie.

Die Bedienung kam, wir bestellten einen Milchkaffee und einen Espresso.

»Um elf beginnt die Vorlesung, zu der Ksen garantiert kommt«, sagte Antonia. »Gehst du mit?«

»Und wenn sie nicht da ist?«, fragte ich.

Antonia atmete tief ein.

»Dann starten wir Plan B. Wir sehen nach, ob Ksen etwas Wichtiges in ihrem Schließfach aufbewahrt, dessen Schlüssel sie am Freitag so fieberhaft gesucht hat. Vielleicht finden wir dort einen Hinweis, wo sie hin ist.«

»Ich weiß nicht, ich habe schon ihr Handy durchsucht.«

»Dann kommt es auf das Fach auch nicht mehr an. Außerdem wird es sicherlich nicht so weit kommen. Ich wette mit dir, dass Ksen in der Uni ist. Also, kommst du mit?«

Widerwillig nickte ich. Ein Kellner brachte unsere Bestellung und Antonia trank ihren Espresso in einem Schluck aus.

»Gut!«, sagte sie und stand energisch auf. »Ich bezahle und gehe kurz nach Hause, um meinen Unikram einzusammeln. In der Zwischenzeit trinkst du in Ruhe deinen Kaffee und danach holst du den Schließfachschlüssel aus Ksens Zimmer. Ihren Haustürschlüssel hast du sicherlich mitgenommen, oder?«

Noch einmal nickte ich. Antonia drehte sich um und verschwand mit selbstsicheren Schritten im Café. Etwas in mir lähmte mich wieder einmal. Und diese Blockierung endete meistens erst, wenn eine andere Person mich anwies, in welche Richtung ich gehen oder denken sollte.

Dabei war mein Leben inzwischen in fast allen Aspekten kontrolliert und geordnet. Ich sprach akzentfrei Deutsch, studierte im siebten Semester Architektur. Zwei Tage in der Woche jobbte ich als CAD-Zeichner in einem kleinen Architekturbüro. Genau genommen *hatte* ich gejobbt, bis vor zwei Wochen, als mein Chef mir mitgeteilt hatte, dass sein Büro pleite war. Meine letzten beiden Monatsgehälter waren bis heute nicht auf meinem Konto eingegangen und ich hatte ihn noch nicht einmal darauf angesprochen.

Jetzt waren fast Ferien und ich würde mir für den Sommer einen anderen Job suchen müssen. Am liebsten in einer Bar oder einem Restaurant. Irgendetwas, das nichts mit meinem Studium zu tun hatte. Eigentlich wusste ich, dass ich kein Architekt war und auch niemals einer werden würde. Ich trug keine Welt in mir und darum konnte ich auch keine Welt entstehen lassen.

Ksen war in allem das genaue Gegenteil. Diese Tatsache widerlegte auch die Theorie des Bonner Sozialarbeiters, der bei mir ein frühkindliches Trauma diagnostiziert hatte.

Krieg, Flucht, Integrationsprobleme. All das hatte Ksen auch erlebt. Sie war sogar noch ein Jahr jünger als ich. Aber im Gegensatz zu mir besaß Ksen ein inneres Leitsystem, das sie durch das Leben lotste. Auch durch die grauesten und muffigsten Gebäude wie den Betonklotz unserer ehemaligen Schule in Bonn, in dem es zwei Physiklehrer gegeben hatte, die ich damals für typische Physiklehrer hielt, da mir noch nicht bewusst gewesen war, dass alles, was existierte, grundsätzlich in endlosen Variationen vorkam. Der eine trug jeden Tag denselben

beigefarbenen Leinenanzug und stopfte sich im Sommer hellblaue Löschpapierblätter unter seine Achseln. Er war zwar nicht ganz so eigenartig wie sein Kollege, aber seltsam genug, um ihn, selbst wenn man ihm wohlgesonnen war, als eindeutig freaky zu bezeichnen. Er hatte einen sarkastischen, unterschwelligem Humor, den neunundzwanzig der dreißig Schüler in unserer Klasse nicht verstanden. Wenn ich nach einem seiner subtilen Witze innerlich lächeln musste, hatte er sich zu mir umgedreht und kaum wahrnehmbar gezwinkert.

Bei dem anderen Physiklehrer erinnerte ich mich nur noch an ein fragmentarisches Bild. Eine großporige und knollenförmige Nase, die sich ruckartig durch den Raum bewegt hatte. Alle hofften, dass die Knolle nicht vor ihnen anhielt. Auf jeden Fall hoffte ich das.

»Sala! Was haben sich deine Eltern nur bei diesem Namen gedacht?«, schnaufte er regelmäßig im Vorübergehen. Bevor ich ihm die Herkunft meines Namens erklären konnte, bevor ich überhaupt irgendetwas hatte erklären können, war er wieder weg gewesen.

5

Die Gänge der Uni waren wie ausgestorben, genauso wie der Hörsaal, in dem vor wenigen Minuten die Vorlesung *Processing Numbers* angefangen hatte, die Ksen und Antonia normalerweise besuchten. Ksen war nicht dort gewesen. Der Raum war ohnehin fast leer gewesen. Bei der heutigen Hitze hatte offensichtlich niemand Lust zu lernen.

Antonia eilte an einer endlosen Wand mit roten Schließfächern vorbei und ich folgte ihr schweigend. Je tiefer wir in das Gebäude kamen, umso dunkler wurde der Gang. In der hintersten Ecke blieb sie stehen und legte ihre Hand auf eine der kleinen quadratischen Türen. Nummer 39.

Sie steckte den Schlüssel ins Schloss, zog die Tür auf und bückte sich. Ich hockte mich neben sie und sah ebenfalls hinein: Das Fach war leer bis auf ein kurzes schwarzes Kabel.

»Sie hat es ausgeräumt, es sind ja auch fast Ferien.« Antonia zog das Kabel heraus und betrachtete die Enden.

»FireWire zu FireWire«, sagte sie, »für externe Festplatten oder um einen Laptop an einen PC anzuschließen.«

Sie gab mir das Kabel und strich mit ihrer rechten Hand über die Innenwände des Faches. »Moment! Hier ist noch etwas.«

Ich hörte das ratschende Geräusch von Tesafilm. Antonia zog ihre Hand heraus, zwischen Daumen und Zeigefinger

hielt sie einen Brief. Der weiße Umschlag war sorgfältig zugeklebt, aber Adresse und Absender fehlten. Sie tastete ihn mit ihren Fingerspitzen ab.

»Etwas dünnes Rechteckiges mit Riffeln«, sagte sie. Sie griff nach meiner Hand und drückte sie auf den Umschlag. »Hier.« Sie zog meinen Zeigefinger ein paar Zentimeter in ihre Richtung.

»Ein altes Foto.« Ich flüsterte, obwohl das albern war.

»Aufmachen?« Antonia sah mich schuldbewusst an.

»Ich weiß nicht.« Ich stand auf und sah mich um.

Wir gingen den langen Gang zurück bis zu einem der großen Fenster im Eingangsbereich. Die Sonne knallte durch das mit Fingerabdrücken übersäte Glas. Mein Shirt klebte inzwischen nicht nur an meinem Rücken, sondern an meinem gesamten Oberkörper. Es waren mindestens 35 Grad im Schatten.

Ich nahm den Briefumschlag aus Antonias Hand und drückte ihn gegen die Scheibe. Im weißen Papier erschienen zwei matte dunkle Pupillen.

»Das Foto.« Antonia flüsterte jetzt ebenfalls. »Das Foto aus ihrem Zimmer! Und was ist das?« Sie zeigte auf eine Art Kalligrafie, die mitten über das Gesicht der Frau lief. Die Schnörkel formten unleserliche Wörter. In der unteren rechten Ecke standen noch mehr Buchstaben. Kleiner und eckiger, wie von einer Schreibmaschine, aber genauso wenig lesbar.

Antonia nahm mir den Brief aus der Hand, drehte ihn um und drückte ihn wieder gegen die Scheibe. Die Buchstaben waren jetzt etwas deutlicher, aber noch immer nicht zu entziffern.

»Sollen wir nicht doch nachsehen?« Sie sah mich unternehmungslustig an. Hinter uns lachten zwei Mädchen, ich drehte mich um. »Okay, aber nicht hier.«

Hinter dem Informatikgebäude setzten wir uns auf eine Holzbank unter einem dünnen Ahornbaum. Antonia zog eine braune Spange aus ihren Haaren und hielt sie mir hin.

»Mach du, dann bleibt es in der Familie.«

»Der Verrat?«

Sie zog ihre Schultern hoch.

Ich nahm die Spange und steckte sie vorsichtig unter die Klebelasche auf der Rückseite des Umschlags. Noch war alles relativ einfach zu erklären. Kurz in Ksens Handy zu sehen, war vielleicht nicht ganz okay gewesen, aber einen Brief aus ihrem Schließfach entwenden und heimlich öffnen?

Der Kleber löste sich einfacher als erwartet. Das Dreieck trennte sich langsam von der Rückseite, an zwei Stellen riss es etwas ein.

Ich zog das alte Foto heraus.

Die junge Frau sah total unscheinbar aus. Kein bisschen mysteriös, noch nicht einmal besonders hübsch. Ihre Pupillen hatten ein mattes Grau. Die Lippen waren blass und schmal.

»Anders«, sagte Antonia. »Schon wieder anders! Dreh mal um.«

Auf der Rückseite stand der schnörkelige Text, den wir am Fenster gesehen hatten. Drei Zeilen in einer sorgfältigen Handschrift.

»Steht da Lenin?« Antonia nahm mir das Foto aus der Hand.

»Eher Lnwlin«, sagte ich.

»Das ist Altdeutsch. Das Foto ist ural! So schreibt heute niemand mehr!«

»Am Ende der zweiten Zeile steht auf jeden Fall eine 33 und am Ende der dritten eine Jahreszahl, 1938.«

»Moment, den Rest haben wir auch gleich.«